

Beilage zu Nr. 149 des „Amts- und Anzeigeblasses“.

Eibenstock, den 17. Dezember 1887.

Ein Wiedersehen.

Kriegsabenteuer aus den Vogesen nach einer wahren Begebenheit.
Von G. Höder.

(Nachdruck verboten.)

Unter denen, welche beim Ausbruch des Krieges im Sommer des ewig denkwürdigen Jahres 1870 dem Vaterlande freiwillig ihren Arm und ihre Dienste anboten, war einer der Ersten Dr. Friedeborn, so günstige Vorurtheile er auch für die Franzosen nährte, seitdem er seine letzten Studentenferien benützt hatte, sich in Frankreich umzusehen. Er hatte sich vor Jahresfrist nach glücklich bestandnem Examen in einer preussischen Provinzialstadt niedergelassen, und obwohl sich bei Neulingen die Patienten gewöhnlich nicht sehr zahlreich einzufinden pflegten, so erfreute sich Dr. Friedeborn doch sehr bald einer ganz klotten Praxis, weil ihm einige glückliche Kuren rasch Vertrauen erworben hatten. Umso mehr gereichte es seiner Vaterlandsliebe zur Ehre, daß er eine so günstig begonnene Laufbahn auf's Spiel setzte, um dem Rufe des Vaterlandes zu folgen. Ob dieses Opfer durch die damit verbundene Trennung von der reizenden Schwester des Referendars Siegel noch erhöht wurde, müssen wir dahin gestellt sein lassen, trotzdem viele Leute im Städtchen es behaupten wollten. Referendar Siegel war sein Universitätsfreund, und so erschien es erklärlich, wenn Dr. Friedeborn bei demselben viel ein- und ausging, ohne daß es der Anziehungskraft jenes jungen Mädchens bedurft hätte, die ihrem Bruder die Wirthschaft führte. Der Referendar selbst hatte in Friedeborns Benehmen gegen seine Schwester Anna nichts wahrgenommen, was über die Grenzen der gewöhnlichen höflichen Aufmerksamkeit hinausging und glaubte zudem aus verschiedenen dunklen Andeutungen seines Freundes längst errathen zu haben, daß dieser bereits eine anderweite geheime Neigung im Herzen berge.

Genug, Dr. Friedeborn stellte sich an jenen Julitagen dem Vaterland zur Verfügung und trat als Feldarzt in das Sanitätscorps ein. Die arme Anna! Sie war nun ganz verlassen, denn nicht nur der gewohnte Umgang des Hausfreundes war ihr entzogen, — auch der Bruder wurde von ihrer Seite gerissen, denn er war Landwehrlieutenant und mußte ausziehen.

Nur bis zur nächsten Garnison reichte der gemeinsame Weg unserer beiden Freunde, dort trennten sie sich, — das Bataillon des Referendars blieb vorläufig noch zurück, während Friedeborn im unmittelbaren Gefolge der Linientruppen an die bedrohten Grenzen eilte.

Die Schlachten von Weissenburg, Wörth und Sedan bezeichneten den blutigen Pfad, welcher Friedeborn mit seinem Feldlazareth vorgeschrieben war, und zugleich die Größe der Aufgaben, denen er sich mit bewundernswerther Aufopferung widmete. Nach der großen Sedaner Entscheidungsschlacht wurde ihm ein anderer Wirkungskreis angewiesen.

Er hatte einen Transport verwundeter Schlesier und Bayern nach Deutschland zurückzuführen und wurde mit diesen nach dem Großherzogthum Baden verschlagen, wo er, dem Kriegsschauplatz entrückt, fortan in einem der zahlreichen Lazarethe zu verbleiben hatte.

Einförmig schlich ihm die Zeit dahin, jeder Tag brachte dieselben Pflichten; Verwundete und Kranke genasen unter seiner Pflege und Straßburg, Epinal und Dijon sorgten dafür, daß die leer gewordenen Schmerzenslager wieder besetzt wurden.

Es war gegen Mitte November, als Friedeborn mit einem prächtig ausgeschmückten Eisenbahnzuge nach den Vogesen geschickt wurde, um Verwundete zu holen. Da sah er sich endlich wieder im kriegerischen Treiben, — die ganze Bahnlinie war eine einzige endlose Etappenstraße.

Friedeborn betrachtete die Gegend mit doppeltem Interesse, denn er hatte sie auf seiner bereits erwähnten Ferienreise vor zwei Jahren im Vollgenusse des tiefsten Friedens gesehen, und als er endlich den Namen des Endzieles, das bisher nicht genau hatte bestimmen werden können, nennen hörte, belebten sich seine Mienen eigenthümlich, als hätte er eben ein Zauberwort vernommen. Es war ein kleines, reizend gelegenes Städtchen, wo er sich damals mehrere Tage aufgehalten hatte, um Ausflüge in die romantische Umgebung zu unternehmen. Er war für landschaftliche Schönheiten doppelt empfänglich, zumal, da er ein ungewöhnliches Zeichner-talent besaß, das ganz besonders zu landschaftlichen Studien hinneigte und seine Ruhestunden ausfüllte.

Das Städtchen erschien ihm daher wie ein alter Bekannter. Was ihm aber ganz besonders anheimelte, das waren die Laute des heimischen Dialektes, die überall an sein Ohr schlugen, denn der Ort war von preussischer Landwehr besetzt, und die kräftigen bärtigen Gestalten trugen sogar die Nummer des Regiments, in welchem Freund Siegel diente, von dem er seit dem Ausbruch des Krieges nichts mehr gehört hatte. Seine Hoffnung aber, den Freund selbst wieder zu finden, war voreilig gewesen. Gerade Siegels

Bataillon lag nicht hier, sondern war weiter nach Süden hinab vorgeschoben und versah auf einer langgedehnten Linie Etappen- und Vorpostendienste gegen die Francireurs- (Freischützen-) Bänden, welche in dieser Gegend ebenso zahlreich als beunruhigend hausten. Schon fügte sich Friedeborn darein, dem Freunde so nahe zu sein ohne ihn sehen zu können, als er erfuhr, daß die Fortschaffung der Verwundeten mindestens noch zweitägige Vorbereitungen nöthig mache, und da Friedeborn hierbei entbehrlich war, so beschloß er den Freund aufzusuchen und versügte sich nach der Kommandantur, um dort Siegels Aufenthalt zu erfragen. An einer Thüre, welche durch ein Plakat als die Kanzlei bezeichnet war, klopfte er an und da auf sein Klopfen keine Antwort erfolgte, wahrscheinlich weil dasselbe durch das sehr lebhaft und laute Gespräch, welches drinnen geführt, überdäubt worden war, so öffnete Friedeborn die Thür und trat in die Kanzlei, welche, nach dem darin stehenden Bett zu schließen, dem Adjutanten auch zugleich als Schlafzimmer diente. Hier wurde er Zeuge eines Wortstreites zwischen dem Adjutanten und einem französisch gesinnten Elsässer in Civil, der sich des Rückzugs der Bayern von Dreleins rühmte.

„Ihr Herrn Franzosen seid unverbesserlich,“ schloß der Adjutant und wandte sich mit seinem Lächeln an Friedeborn, dessen Einverständnis mit seiner Ansicht er voraussetzen durfte, „immer wieder setzt Ihr Euch auf's große Pferd und merkt nicht, daß es nur ein Hund ist und zwar ein rechter Windhund!“

Man lachte, auch der Franzose lachte mit, der mit dem Adjutanten auf ziemlich freundschaftlichem Fuße zu stehen schien, sodas Beide sich so leicht nicht etwas übel nahmen.

Der Adjutant wandte sich jetzt an Friedeborn und erkundigte sich nach seinem Anliegen.

„In Grandpain,“ lautete die Auskunft, als der Doctor seine Frage nach Siegels Aufenthalt vorgebracht hatte, „zwei Stunden von hier.“

Der Zusatz wäre für Friedeborn nicht nöthig gewesen. Er hatte den Weg nach diesem kleinen Dorfe schon einmal gemessen, und ein so armseliges Nest es auch war, so schien dieser Name doch eine elektrische Wirkung hervorzubringen.

„Wollen Sie hin?“ frug der Adjutant. „Hüten Sie sich vor Francireurs. Es sind gerade in dieser Gegend schon mehrere unserer Leute überfallen worden.“

„Unter meiner Flagge werden Sie sicher sein,“ wandte sich der Elsässer an Friedeborn. „Ich habe in der Nähe von Grandpain Geschäfte und biete Ihnen meine Begleitung an.“

Friedeborn nahm das Anerbieten dankbar an und besand sich bald mit seinem Begleiter unterwegs. Die Unterhaltung war ziemlich einsilbig. Der Elsässer versuchte mehrmals das Gespräch auf Krieg und Politik zu lenken, aber Friedeborn wich stets sorgfältig aus. So drehte sich die Unterhaltung um gleichgültige Dinge, und der Elsässer gab sich keine Mühe zu verbergen, daß er sich Zwang anthat. Im Gespräch mit dem Adjutanten war er Friedeborn als ein ziemlich harmloser Windbeutel erschienen, hier aber gab er sich offenbar anders. Mit einer gewissen Unverschämtheit musterte er die Uniform des preussischen Militärarztes, machte wiederholte Versuche, diesen über Dinge von militärischer Wichtigkeit auszuforschen, trällerte von Zeit zu Zeit die Marseillaise, und wenn Friedeborn mitunter seinem Blicke begegnete, so lag in dem dunkeln stehenden Auge ein schlecht verborgener Haß und zugleich ein maßloser Hochmuth. Als die Wege jedoch sich trennten, war der Elsässer, indem er dem Fremden genau beschreiben zu müssen glaubte, wie er zu gehen hatte, um das nahe Grandpain zu erreichen, wieder ganz Höflichkeit und Galanterie und verabschiedete sich von Friedeborn mit einem artigen Gruß.

Unser Arzt betrat das ziemlich große aber sehr unfreundliche Dorf mit eigenthümlichen Gefühlen, die aber, wie sich später herausstellen wird, nicht allein dem Wiedersehen seines Freundes galten. Wie hatte sich hier Alles verändert. Nimmer hätte er an jenem friedlichen Juliabend geglaubt, daß er beim Wiederbetreten des Ortes die engen Dorfgassen mit den Uniformen preussischer Landwehr angefüllt finden und die Bewohner, welche den Wanderer damals mit unschuldiger Neugier betrachteten und einander auf die große Wappe aufmerksam machten, die er unter'm Arm trug, maßen jetzt den Militärarzt mit finstern Blicken, wie einen neuen unwillkommenen Zuwachs zu den bereits anwesenden verhassten Gästen.

In dem einzigen Wirthshause des Dorfes war Siegels Quartier. Der Landwehrlieutenant trat eben, die Beine in ein Paar mächtige Aufschlagsstiefel gesteckt, aus der Thür, als Friedeborn vor dem Hause anlangte, und traute seinen Augen nicht, den Freund hier im fernen Frankreich, in diesem versteckten Vogesendorfe so plötzlich wieder zu finden. Mag der geneigte Leser sich die beiderseitige Freude selbst aus-

malen, wie Dugende von Fragen in einem Athem herüber und hinüber wechselten und wie der eine sich über des andern wettergebräuntes Aussehen wunderte.

„Du wirst ermüdet sein,“ sagte Siegel, nachdem das Nächste abgethan war, „ich bin im Begriff zu uns'ren längs der Eisenbahn aufgestellten Posten zu gehen und muß Dich daher einstweilen hirt zurücklassen.“

„Nein, nein, ich begleite Dich,“ entgegnete Friedeborn, „frisch vorwärts mein Junge, da rechts durch die Gasse zum Dorfe hinaus, dann bergab durch den engen Hohlweg, und wir sind unten an der Eisenbahn, — es ist ein Weg von keiner halben Stunde!“

Der Landwehrlieutenant sah seinen Freund etwas erstaunt an. „Du bist von der entgegengesetzten Seite hergekommen,“ sagte er, „wie ist es möglich, daß Du so genau mit der Gegend vertraut bist?“

„Auf der andern Seite der Eisenbahn steigt eine Bergabhang empor,“ fuhr Friedeborn lächelnd fort, „sie ist zum Theil mit Wald bewachsen, der sich bis nahe an den Schienenweg herabsenkt. Und auf der Höhe oben liegt eine Meierei, — eine Meierei —“ vollendete Friedeborn, und ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust, „ach! so lieblich, so reizend, wie es keine zweite mehr in der Welt giebt!“

„Wie zum Teufel kannst Du die Gegend so genau kennen?“ rief Siegel „und was war das für ein verdächtiger Seufzer?“

„Vor zwei Jahren führte mich meine Ferienreise hierher,“ antwortete Friedeborn, „da hast Du die einfache Lösung des Räthsel.“ Von da ab vertiefte er in tiefes Schweigen. Siegel kannte diese Art seines Freundes, — so oft er von seiner Vogesenwanderung erzählte, trat plötzlich dieses Schweigen ein.

Beide hatten inzwischen das Dorf hinter sich gelassen und schritten den ziemlich bergab führenden, vielfach sich windenden Hohlweg hinab, der auf der linken Seite die Aussicht gänzlich versperrte, zur Rechten aber nur von einer kaum mannshohen Erderhebung begrenzt war. Etwa auf der Hälfte des Weges erhob sich auf dem Erdrande rechts ein Muttergottesbild und darunter lag ein mächtiger Stein, welcher mit dem Boden verwachsen und über und über von grünem und gelbem Moos überwuchert war. Hier hielt Friedeborn plötzlich seine Schritte an, um vor dem Muttergottesbild in tiefe Betrachtung zu versinken. Er legte die Hand an die Stirne, wiegte unter einem fast wehmüthigen Lächeln den Kopf und sagte zu Siegel, der den Freund mit Befremden ansah. „Es ist eine Anbacht eigenthümlicher Art, die mich vor diesem kunstlosen Bilde ergreift. An dieser Stelle verlor ich —“ Er hielt plötzlich inne und frug nach einer Pause: „Hat sich vielleicht hier in der Gegend ein weibliches Wesen gezeigt, das durch seine Schönheit auffällt?“

„Nein,“ antwortete Siegel. „Ich meine in jener Meierei da oben?“ Siegel verneinte abermals.

„Laß Dir erzählen,“ sagte Friedeborn, indem er seinen Freund bei der Hand nahm. „Als ich vor zwei Jahren diese Berge durchstriefte, führte mich der Zufall in die Nähe jener Meierei. Du kennst das hübsche Wohnhaus, welches gerade nach dieser Seite in das tiefe Thal herab schaut, und ich brauche Dir's eigentlich nicht zu beschreiben, aber der rauhe Herbst hat es seines schönsten Schmuckes entkleidet, und Du mußt Dir hinzudenken, daß es damals in üppiges Grün und Weingelände prangte, welches sich bis zu dem hohen Balkon hinauszog und daß die davor stehenden Bäume mit ihrem Laub es halb verdeckten. Es war so lauschig, so anheimelnd, daß ich mich einige Schritte vor dem Hause in's Gras warf und mein Skizzenbuch aufblättere, um es durch dieses freundliche Bild zu bereichern. Im Erdgeschoß führten einige Stufen zu einer Glashüre, die offen stand und den Einblick in einen Saal gestattete, welcher, soweit ich unterscheiden konnte, auf das prächtigste ausgestattet war. Ich bemerkte Vorhänge von offenbar sehr schwerem Stoffe, große Vasen auf Tischen, deren Teppiche fast bis auf den Boden reichten, und an der Wand schimmerten die breiten Goldrahmen größerer und kleinerer Gemälde.“

„Lange Zeit bemerkte ich im ganzen Hause kein menschliches Wesen, bis sich endlich in dem offenstehenden Saale eine hohe weibliche Gestalt zeigte, welche in häuslichen Geschäften bald kam, bald ging. Ich sollte von ihr nicht unbemerkt bleiben. Sie blieb in der Nähe der Thüre stehen, beobachtete mich, ging dann langsam die Stufen herab und nähete sich mir mit offenbarem Interesse an meiner Beschäftigung, die ihrem Besizthum galt.“

(Fortsetzung folgt.)